

Aktuelle Fachliteratur

BILDUNG & BIOGRAFIE

Nicole Justen

Erwachsenenbildung in biographischer Perspektive.
Lebensgeschichten – Bildungsmotive – Lernprozesse
Opladen & Farmington Hills (B. Budrich) 2011, 450 S., 48 €

Die Dissertation von Nicole Justen ist dem thematischen Feld der Bildungs- und Biografieforschung sowie der Erwachsenenbildungspraxis als Persönlichkeitsentwicklung zuzuordnen. Gegenstand ist die Auseinandersetzung mit dem zyklischen Wechselverhältnis von Lebensgeschichten, Bildungsmotiven und Lernprozessen Erwachsener. Den Ausgangspunkt für die Erhebung bildete Justens Annahme, dass in unserer heutigen Wissensgesellschaft mit ihren rasanten gesellschaftlichen und technologischen Wandlungsprozessen Flexibilität und Bereitschaft, sich kontinuierlich neuen Lernherausforderungen zu stellen, notwendige Voraussetzungen geworden sind (vgl. S. 11).

Justen führte narrative Interviews mit insgesamt 14 Teilnehmerinnen an autobiografischen Volkshochschul-Schreibwerkstätten und wertete sie nach dem Analyseverfahren von Fritz Schütze aus, das auf der Erschließung von Prozessstrukturen des Lebenslaufs gründet. Männliche Probanden konnten leider nicht gewonnen werden, da sie in biografisch orientierten Erwachsenenbildungssangeboten erfahrungsgemäß unterrepräsentiert sind. Ein geschlechtsspezifischer Vergleich wäre aber aufgrund der Unterschiedlichkeit der Lebensverläufe wünschenswert gewesen. Die Teilnehmerinnen der Schreibkurse wurden nach ihren Lebensgeschichten befragt, um in Erfahrung zu bringen, welche persönlich bedeutsamen Motive die Probandinnen für das autobiografische Schreiben animiert hatten, welche Wirkung die Teilnahme an einem Erwachsenenbildungssangebot auf die Biografie ausübt und welche Lernprozesse damit initiiert werden.

Ein Ergebnis der empirischen Studie ist, dass Erwachse-

nenbildung mit biografieorientierten Bildungsangeboten als Vermittlungsinstanz zwischen Subjekt, Biografie und Struktur fungieren kann, auch wenn die Bildungsmotive sich so unterschiedlich gestalten wie die Lebensgeschichten selbst (vgl. S. 441). Justen erstellte auf Grundlage der Analyse des Interviewmaterials eine Typologie, die die verschiedenen Beweggründe für die Bereitschaft zu einer bewussten Auseinandersetzung mit der eigenen Lebensgeschichte kategorisiert. Zwar weist die Typologie zum Teil Parallelen und Überschneidungen zwischen den sechs Typen auf, insgesamt ist die generierte Merkmalsausprägung jedoch gut nachvollziehbar. Betrachtet man die Minimax-Ausprägung der sechs herausgearbeiteten Typen, so lässt sich feststellen, dass mit der Teilnahme an einem biografieorientierten Bildungsangebot der Repräsentantinnen des einen Typenpols ein Identitätslernen verbunden ist, bei dem die eigene Biografie den Lerngegenstand darstellt. Die Selbstreflexion, die durch die Bildungsveranstaltung ausgebaut wird, äußert sich in einer emotionalen Entlastung aufgrund des aufklärenden, sortierenden und bilanzierenden Charakters. Bei Repräsentantinnen des entgegengesetzten Typenpols besteht das Ziel der Teilnahme an biografischen Schreibkursen darin, die eigene Geschichte für sich selbst, aber auch für die nachfolgende Generation schriftlich zu fixieren.

Justen differenziert dabei zwischen manifesten und latenten Motiven, die Anlass für die Befragten sind, um biografisch ausgerichtete Erwachsenenbildungskurse zu besuchen. Zu Ersteren gehören Bedürfnisse der Lebensbilanzierung, der Tradierung der Lebens- und Familiengeschichte, der aktiven Gestaltung der nachberuflichen Lebensphase in einem altersadäquaten Bildungsraum, der Pflege von außerfamiliären Sozialkontakten sowie der geistigen Herausforderung. Latente Motive, die vor allem sozialemotionale Bildungsbedürfnisse umfassen, sind u.a. die emotionale Stärkung der eigenen Person, die Verarbeitung von biografisch belastenden Erinnerungen oder die biografische Zusammenhangsbildung (vgl. S. 423). Die Erhebung leistet einen wichtigen Beitrag zur Weiterentwicklung biografieorientierter Erwachsenenbildung und bietet innovative Ansätze für die Optimierung zukünftiger Bildungsangebote. Sie präsentiert auf sprachlich anschauliche Weise zentrale biografisch-narrative Darstellungsformen, Prozessstrukturen, Bildungsansprüche und deren biografische Relevanz.

Susanne Dick

BILDUNGSBERATUNG

Anne Schlüter

Bildungsberatung – Eine Einführung für Studierende
Opladen & Farmington Hills (B. Budrich) 2010, 168 S.,
14,90 €

»Beratung hat eine große Zukunft« – auf diese allgemeine Feststellung beruft sich auch Prof. Anne Schlüter, geschäftsführende Direktorin des Instituts für Berufs- und Weiterbil-

dung, Sprecherin des Netzwerks »Frauenforschung NRW« sowie Vorsitzende der Gleichstellungskommission, in ihrer erfolgreichen »Einführung für Studierende« und macht die Aussage für Leser wie Leserinnen nachvollziehbar, denn das Lehrbuch legt einen Schwerpunkt auf die hohe Relevanz der Bildungsberatung in der heutigen Gesellschaft. Durch den demografischen Wandel, durch Globalisierungsbestrebungen, technischen Fortschritt oder starke Umstrukturierungsprozesse der Ausbildungs- und Studiengänge werden Menschen ja immer mehr mit neuen Lernherausforderungen konfrontiert, für die die wenigsten qualifiziert sind. Um die daraus resultierende Unsicherheit, aber auch die soziale Ungleichheit in der Gesellschaft zu minimieren, ist Bildungsberatung hilfreich und vonnöten. Dabei ist sie prinzipiell für alle Menschen möglich, doch bildungs- und sozial benachteiligte sowie beruflich oder am Arbeitsmarkt benachteiligte Gruppierungen werden in dem Lehrbuch als Hauptzielgruppe benannt.

Angesichts dessen ist die Professionalität der Beratenden von grundlegender Bedeutung. Dazu liefert das Lehrbuch Grundwissen für Studierende und Lehrende in einer leicht verständlichen und mit vielen Beispielen versehenen Sprache. Neben fachlichen Kompetenzen stellt es soziale und emotionale Kompetenzen für das Gelingen von Beratung in den Vordergrund. Dabei wird dem Einfluss der nonverbalen Kommunikation immer wieder umfangreiche Beachtung geschenkt. Die Relevanz der interkulturellen und der Genderkompetenz wird den Leser/-innen in gesonderten Kapiteln ausführlich verdeutlicht. Denn diese Kompetenzen stärken das Bewusstsein fremder kultureller Werte und Normen sowie der Geschlechterrollen; sie fördern zudem die Reflexion möglicher Vorurteile, wodurch das Beratungshandeln qualifiziert werden soll. Im Blick aufs professionelle Handeln der Beratenden bezieht sich das Lehrbuch auch auf die individuellen Lerngeschichten. Denn durch die Lernbiografien der Ratsuchenden können Beratende

Beratung hat eine große Zukunft.

u.a. Rückschlüsse und Erklärungen für mögliche Lernwiderstände oder Lernhemmungen finden. Es wird immer wieder betont, dass es *nicht* Aufgabe von Beratung sein kann, die Probleme der Ratsuchenden durch die Beratenden lösen zu lassen oder in entsprechender Weise auf sie einzuwirken. Ziel ist es vielmehr, die Ratsuchenden von ihren Problemen weg auf ihre Ressourcen hin zu orientieren und dabei Lernen anzuregen. Das ressourcenorientierte Konzept als Ansatz für die Lern- und Bildungsberatung wird dabei in einem gesonderten Kapitel ausführlich erläutert. Als wesentliches Instrument innerhalb dieses Beratungskonzepts wird der »Profilpass« vorgestellt. Das Lehrbuch ist gut und sinnvoll gegliedert. Im ersten Themenblock »Kontexte für Bildungsberatung in der Weiterbildung« werden grundlegende Informationen zum Handlungsfeld Bildungsberatung im Rahmen von Erwachsenenbildung/Weiterbildung gegeben. Der zweite Block stellt die verschiedenen Formate der Bildungsberatung vor, was Einblicke in mögliche Berufsfelder ermöglicht, und der dritte Block thematisiert die spezifischen Kompetenzen und Instrumente

innerhalb der Bildungsberatung. Ursprüngliche Zielgruppe der Publikation waren Studierende des Bachelorstudiengangs Erziehungswissenschaft der Fakultät Bildungswissenschaften an der Universität Duisburg-Essen, gedacht zur Vorbereitung für die jeweiligen Vorlesungs- und Seminareinheiten sowie für Gruppenarbeiten. Doch kann die Einführung sicherlich von einem breiten Leserkreis genutzt werden. Für Hochschulabsolvent/-innen ist sie durch die Vertrautheit mit der Thematik einfach zu lesen und eine gute Auffrischung der Wissensbestände. Verschiedene Hochschullehrerinnen haben sich an der Erarbeitung des Lehrbuches beteiligt. Nach jedem Kapitel haben Leser und Leserin die Möglichkeit, Fragen zu beantworten, um ihr (neu gewonnenes) Wissen und Textverständnis zu überprüfen. Dies stellt sich im Lesefluss als ausgesprochen angenehm und hilfreich dar. Nach jedem Kapitel bietet das Buch mit aktuellen wissenschaftlichen Forschungsergebnissen die Gelegenheit zur Vertiefung, einen Anhang, in dem die Autorinnen vorgestellt werden, ein Literatur- sowie ein Stichwortverzeichnis. Wegen der kompakten Anlage, der guten Lesbarkeit und dem niedrigen Preis ist es insgesamt als Einführung sehr zu empfehlen.

Mandy Biesold

POLITISCHE BILDUNG

Alexander Lahner

Bildung und Aufklärung nach PISA – Theorie und Praxis außerschulischer politischer Jugendbildung
Wiesbaden (VS) 2011, 363 S., 49,65 €

Wenn sich heutzutage europäische Identität oder deutsche Leitkultur als geschichtlicher Auftrag in Szene setzen – um sich z.B. von der rückständigen islamischen Welt abzugrenzen oder das chinesische Publikum mit der europäischen Geistesgeschichte zu beeindrucken –, darf der Hinweis auf die abendländische Tradition der Aufklärung nicht fehlen. Wenn es aber konkret wird, wenn es etwa um die pädagogische Vermittlung dieser Aufgabe geht, sieht die Sache anders aus. Gerade in der Weiterbildung gehört es zum »modernen« Selbstverständnis, dass »Pädagogen ihren Adressaten nicht als Aufklärer gegenübertreten« (vgl. die Rezension zu Panke u.a. in EB 1/11). Und Klaus Ahlheim hat jüngst in einem Aufsatz nachgezeichnet (s.o.), wie sich die Modernisierung der Erwachsenenbildung in den letzten beiden Jahrzehnten, speziell mit der geforderten Integration von beruflicher, allgemeiner und politischer Bildung, zu einem »Dienstleistungskonzept« vorgearbeitet hat, das, so DIE-Direktor Ekkehard Nuissl, »mit einem entwickelten aufklärerischen Impetus kaum zu vereinbaren« ist. Alexander Lahner nimmt hierzu eine entschiedene Gegenposition ein und bemüht sich in jeder Hinsicht um die Ausarbeitung eines »entwickelten aufklärerischen Impetus«. Zwar steht bei ihm die außerschulische Jugendbildung im Mittelpunkt, doch sind die grundsätzlichen Überlegungen genauso für die Erwachsenenbildung von Bedeutung, und auch das Schlusskapitel, das sich einer »inhaltlichen Konzeptionierung« bzw.

Konkretisierung am Beispiel Rechtsextremismus und Rassismus widmet, betrifft durchaus die Arbeit mit (jungen) Erwachsenen. Die Bezugnahme des Titels auf die PISA-Debatte soll wohl vor allem zum Ausdruck bringen, dass sich spätestens mit der öffentlichen Auseinandersetzung um die internationale Konkurrenzfähigkeit des nationalen Bildungsniveaus ein bildungspolitischer Mainstream eingestellt hat, der sich auch massiv auf die Praxisfelder der Jugendarbeit, Jugendbildung oder Erwachsenen-/Weiterbildung auswirkt. Resultat ist jedenfalls, so Lahner, dass die klassischen Intentionen von Bildung und Aufklärung mittlerweile »nicht nur als anachronistischer Idealismus, sondern auch als kontraproduktive störende Ideologien gelten«.

Lahners Arbeit, die aus einer Promotion hervorgegangen ist, bewältigt ihr Programm in lesbarer und gut strukturierter Form. Sie geht dabei in vier Schritten vor: Als Erstes vergewissert sie sich der philosophischen Tradition von Bildung und Aufklärung, indem sie sich unter den Stichworten »Individualität«, »Objektivität« und »Kritik« mit den drei klassischen Positionen Humboldts, Hegels und Adornos befasst. Dieser Teil schließt mit dem Verweis auf Adornos »Theorie der Halbbildung«, die ja in den letzten Jahren von verschiedenen Seiten als die angemessene Diagnose des heute vorherrschenden Bildungsprofils eingestuft wurde. Der folgende Teil resümiert den aktuellen »politischen Bildungsdiskurs«, wie ihn die EU im neuen Jahrhundert mit der »Lissabon-Strategie« einläutete, wechselt also von der philosophischen Ebene zu den entscheidenden Bestimmungsfaktoren dafür, in welchem Rahmen sich pädagogische Theorie und Praxis heute entwickeln.

Ein fundierter Beitrag zur pädagogischen Arbeit,
der die gängigen Modernisierungsimperative
infrage stellt.

Der dritte Teil behandelt die Bildungsdiskurse in Jugendarbeit und politischer Jugendbildung, verortet Letztere in der Jugendhilfe, sieht aber, so etwa in den Kapiteln über »Qualifizierung« oder »Selbstgesteuertes Lernen« (3.3.2.1 f.), die Verbindungslinien zur Weiterbildungsdebatte. Der Schlussteil, dem noch ein kurzer Ausblick und ein ausführliches, aber nicht ausuferndes Literaturverzeichnis folgen, umreißt ein praxisorientiertes Programm politischer Bildung und geht dabei auch auf konkrete Themen (Beispiel Ausländerfeindlichkeit) oder Zusammenhänge interkultureller Praxis ein. Besonders hervorzuheben ist hier, dass ein Ansatz wie der von Lahner vorgeschlagene gerade dem verbreiteten pädagogischen Stereotyp von Aufklärung als einem doktrinären Top-down-Prozess widerspricht und darauf besteht, dass »Lebenslage und Alltagsbewusstsein« der Adressaten »zum Ausgangspunkt und Inhalt« der Bildungsarbeit zu machen sind. Auch wenn noch einige Praxisfragen offenbleiben, liegt hier ein fundierter Beitrag zur Konzeption non-formaler pädagogischer Arbeit vor, der die gängigen Modernisierungsimperative infrage stellt.

Johannes Schillo

MIGRATION

Veronika Fischer/Monika Springer (Hg.)

Handbuch Migration und Familie – Grundlagen für die Soziale Arbeit mit Familien

Schwalbach/Ts. (Wochenschau) 2011, 526 S., 49,80 €

Familien gelten aus dem Blickwinkel der deutschen Politik als Zukunftspotenzial oder Investition ins Gemeinwesen. »Allerdings wurden Zugewanderte und ihre Familien in der Vergangenheit vielfach anders und eher negativ wahrgenommen. Lange Zeit wurden sie mit Blick auf eine Anwerbepolitik, die nach dem Prinzip der Rotation funktionierte, als vorübergehendes Phänomen eingestuft und gar nicht erst in politische Strategien einbezogen, sondern ignoriert. Des Öfteren wurden sie als Belastung des sozialen Netzes und des Bildungssystems gesehen. In einer dritten Perspektive wurden sie als »Parallelgesellschaft« etikettiert, die sich von der Aufnahmegerügsellschaft abgrenzt und ein Eigenleben führt.« Das schreiben Veronika Fischer, Professorin an der FH Düsseldorf, und Monika Springer von der NRW-Arbeitsstelle zur Förderung von Kindern und Jugendlichen aus Zuwandererfamilien in dem neuen Handbuch über Migration und Familie. Sie konstatieren, dass erst allmählich ein Umdenken einsetzt und die Entwicklungspotenziale von Einwanderung gesehen würden.

Zu diesem Perspektivenwechsel will das Handbuch beitragen, dabei auch die wissenschaftlichen Veränderungen der letzten Jahre berücksichtigen, die die früher vorherrschende Defizitorientierung zu überwinden versuchen. Der fachliche Diskurs der Sozialarbeit habe bisher Familien mit Migrationshintergrund eher am Rande behandelt, das Thema sei höchstens als ein Gesichtspunkt unter anderen aufgegriffen worden. Diese Randstellung will das Handbuch korrigieren und eine umfassende, interdisziplinäre Aufarbeitung zu den wichtigsten theoretischen und praktischen Aspekten für die Soziale Arbeit leisten. Der Blick soll »sowohl auf die Risiken als auch auf die Chancen gelenkt werden, die mit dem familiären Migrationsprojekt verbunden sind. Es gilt, die Kompetenzen und Erfahrungen aufzuzeigen, die Menschen im Zuge von Migrationsprozessen erworben haben und die sie in die Lage versetzen, sich auf eine gänzlich neue Situation flexibel einzustellen und produktiv mit den gegebenen Möglichkeiten umzugehen.«

40 Autoren und Autorinnen vor allem aus den Sozialwissenschaften haben sich an dem Handbuch beteiligt. Auf rund 300 Seiten beschäftigt sich der erste Teil mit den theoretischen Grundlagen zu den Themen Migration und Familie. Es wird ein weit gespannter Bogen von Beiträgen geboten, die in die einzelnen Facetten der Migrationsdebatte einführen. Es geht um das »Einwanderungsland D« allgemein, es geht um den rechtlichen Status, um die ökonomische Situation, es geht um Medien und Religionsausübung, um die Erfahrungen von Mädchen und Jungen in Migrantenfamilien. Besondere Aufmerksamkeit findet dabei der demografische Wandel, der in den Debatten über Migration und Integration oft mit alarmistischen oder rassistischen Konnotationen versehen wird.

Das Handbuch betont dagegen die Chancen der Migration, den Effekten einer alternden und schrumpfenden Bevölkerung entgegenzuwirken.

Der zweite, praxisorientierte Teil »Migration und Soziale Arbeit mit Familien«, der mit 200 Seiten etwas kürzer ausgefallen ist, befasst sich zunächst mit grundlegenden Anforderungen an die Familienarbeit. Veronika Fischer erläutert z.B. das moderne Erfordernis der »interkulturellen Kompetenz« und gibt damit zugleich einen Einblick in die neuere erziehungswissenschaftlichen Diskussionen und den Paradigmenwechsel von der Wissens- hin zur Kompetenzorientierung. Daran anschließend werden sozialpädagogische Methoden und Arbeitsfelder vorgestellt. Ebenfalls von Fischer stammt der Aufriss zur Eltern- und Familienbildung. Hier ist ein Schwerpunkt die Diskussion der Gründe, die für die geringe Weiterbildungsbeteiligung von Migranten und ihren Familien maßgeblich sind; allem Anschein nach spielt, wie auch bei der inländischen Mehrheitsgesellschaft, der Sozialstatus die Hauptrolle. Mitherausgeberin Monika Springer erläutert mit Blick auf NRW das Konzept der Familienzentren (vgl. EB 4/08). Abschließend gibt es einen Überblick zu konkreten Projekten von Elterntraining und Familienbildung. Der Band wird mit einem ausführlichen Sachregister abgerundet, das auch die verschiedenen Bildungsaspekte des Themas erschließt.

Vinzenz Bosse

HUMOR

Frank Schulze

Humor als regulative Idee politischer Bildung
Schwalbach (Wochenschau) 2010, 430 S., 42,80 €

Bei dem vorliegenden Band handelt es sich um eine Dissertation, die darauf zielt, die Verbindung zwischen Humor und pädagogischer Professionalität auf eine breitere theoretische Basis zu stellen. Konkret geht es um die Frage, »inwiefern der Humor als Weltperspektive, Persönlichkeitseigenschaft und didaktisches Prinzip dazu beitragen kann, eine demokratische politische Erwachsenenbildung philosophisch, ethisch und didaktisch zu orientieren«. Hierzu wird der Professionsbegriff handlungstheoretisch entworfen und Professionalität mit Kompetenz in Verbindung gebracht. Daran anschließend relativiert der Autor drei Konzepte, um sein theoretisches Vorhaben zu realisieren. Mithilfe des Kritischen Rationalismus und des Konzeptes der Offenen Gesellschaft von Karl R. Popper wird die gesellschaftliche Dimension für die politische Bildung markiert. Die Emanzipation des Individuums, Pluralismus, das freie Ringen um und das kritische Prüfen von Positionen und Lösungswegen, die Ablehnung von Dogmatismen werden als grundlegend für die politische Bildung dargestellt. Mit Martin Bubers dialogphilosophischem Konzept wird auf die andragogische Kompetenz des Lehrenden fokussiert. Der Dialog als Hilfe zur Menschwerdung und die Beziehung als Realisierung von Entwicklungsmöglichkeiten durch das gegenseitige Geben und Nehmen stehen im Mittelpunkt. Beide Konzepte gelten als Orientierungsfolie für Professionalität in der politischen

Bildung im Sinne einer Gesellschafts- und Subjektorientierung. Mithilfe des Konzepts des »Großen Humors« des dänischen Philosophen und Psychologen Harald Hölldings werden begriffliche Präzisierungen zum Humor vorgenommen. Der »kleine Humor« umfasst Scherz, Witz, Ironie, Satire oder gar Hohn. Der »Große Humor« hingegen kennzeichnet sich durch Relationierungs- und Interaktionsfähigkeit sowie Resilienz gegenüber Ambivalenzen und antinomischen Spannungen. Er ist ein herrschendes Gesamtgefühl, reflexiv, sympathisch, intellektuell. Die pädagogischen Wirkmöglichkeiten, die daraus entspringen, sind: Fehler- und Kommunikationskultur, optimaler Umgang mit Lob und Kritik, Fähigkeit zur Selbstkritik und Selbstrelativierung, Burn-out-Schutz, Ambiguitätstoleranz, Resistenz gegen Vereinfachungen.

In zwei weiteren Kapiteln wird Humor aus der Sicht von Theoretikern und Lehrenden der politischen Erwachsenenbildung erläutert. Dazu erfolgen Literaturstudien und Experteninterviews. Schließlich werden der Kritische Rationalismus, das Dialogprinzip und der »Große Humor« mit Blick auf Professionalität verbunden. Humor wird als Grundton einer humanistisch-aufgeklärten Bildungsarbeit markiert und als Teil eines Kompetenzprofils. Humor ist nach Auffassung des Autors auch dort wichtig, wo Lernende mit all ihren Hürden, Schwächen, Fehlern und Unfertigkeiten auf dem Weg sind. Humor dient sozusagen der Bewältigung von Interaktionsanforderungen. Von dort aus stellt sich dann die Frage, ob Humor lernbar ist, was vom Autor bejaht wird, und zwar mithilfe von Biografiearbeit, Seminaren und im Rahmen erwachsenenbildnerischer Ausbildung.

Mit der Auswahl der drei Konzepte und deren Verknüpfung gelingt es dem Autor, ein zunächst in sich konsistentes Professionalitätsverständnis für die politische Bildung zu konturieren, das theorie- und praxisbezogen ausgerichtet ist. Auch das Heranziehen des Konzepts des »Großen Humors« erlaubt eine vertiefte Reflexion der Bedeutung von Humor in der Bildungsarbeit und kann für all jene eine interessante Reflexionsfolie darstellen, die didaktisch mit Ansätzen des »kleinen Humors« arbeiten, also mit Witzen, Anekdoten und Karikaturen, um die Bildungspraxis lebendig zu gestalten. Die Fokussierung auf die politische Bildung ist nicht ganz überzeugend, denn die pädagogische Arbeit verläuft grundsätzlich im Spannungsfeld Individuum und Gesellschaft. Das Herausfordern der politischen Bildung in der Gegenwart wird – abgesehen von Hinweisen zur Politikverdrossenheit – wenig beleuchtet, also weder im Blick auf die komplexen Problemlagen globaler, sozialer oder ökologischer Natur noch auf die daran anknüpfenden didaktischen Fragen der Bearbeitung. Die Funktion von Humor vor diesem Hintergrund zu erörtern wäre interessant und zeitgemäß gewesen. Ob Humor lehrbar und lernbar ist, bleibt eine vage Hypothese. Eine Hilfe für den Leser wäre gewesen, den Band didaktisch ansprechender aufzubereiten, beispielsweise durch Zusammenfassungen und gestalterische Elemente. Das soll aber die Leistung nicht schmälern. Das Buch sei all jenen empfohlen, die sich mit Humor im Kontext von Bildung vor allem theoretisch in vertiefter Weise beschäftigen wollen.

Tilly Miller

AFRIKA

Helmut Strizek

Clinton am Kivu-See – Die Geschichte einer afrikanischen Katastrophe

Frankfurt/M. u.a. (Peter Lang) 2011, 408 S., 39,80 €

Afrika gilt gemeinhin, wenn nicht gerade Katastrophenmeldungen (wie jetzt zu Somalia) die Öffentlichkeit erreichen, als der »vergessene Kontinent«. Auch die Erwachsenenbildung und politische Bildung tun sich schwer, den afrikanischen Ländern, in denen mittlerweile eine Milliarde Menschen leben, angemessene Aufmerksamkeit zu schenken. Als Anfang 2011 die Aufstände in Nordafrika die hiesige Öffentlichkeit alarmierten, wunderte man sich allgemein, was es dort unten alles gibt und dass die Bevölkerung dieser Länder nicht, wie man früher von Experten erfahren hatte – paradigmatisch: Dan Diner, »Die versiegelte Zeit« –, in komplette Lethargie verfallen war. An solchen schematischen Expertisen ist kein Mangel, auch nicht an merkwürdigen Problematisierungen (vgl. die Vorstellung von Afrika-Materialien in EB 2/05). Harald Welzer ordnete z.B. in seinem viel beachteten Buch »Klimakriege« von 2008, das auch in der Schriftenreihe der Bundeszentrale für politische Bildung erschienen ist, den »Völkermord in Ruanda« unter der Rubrik »Ökozide« ein, obwohl er selber eingestehlt, dass das Massaker »nicht das Ergebnis eines Klimakrieges« war; es gehe aber »auch nicht auf politische und soziohistorische Fakten allein zurück«. Irgendwie soll es das Resultat einer übergreifenden »genozidalen« Tendenz sein, der allein eine »Katastrophensoziologie« auf die Spur zu kommen vermag.

Vorherrschend ist in Deutschland allerdings eine andere Deutung von Massenmord und Massensterben in Ruanda/Kongo Ende des 20. und Anfang des 21. Jahrhunderts, also vom »Ersten Weltkrieg Afrikas«, wie die US-Außenministerin Albright

Bildung tut sich schwer, den afrikanischen
Ländern angemessene Aufmerksamkeit
zu schenken.

die Vorgänge bezeichnete. Demnach musste sich eine Tutsi-Guerilla unter Paul Kagame Anfang der 90er-Jahre aufmachen, um das extremistische Hutu-Regime in Ruanda zu stürzen, weil es einen Völkermord an den Inlands-Tutsi vorbereitete, der dann trotz Eingreifen der Rebellen 1994 stattfand; schützen konnte die ruandische Bevölkerung keiner, auch die Völkergemeinschaft nicht, die gerade mit anderen Dingen befasst war; als Wiedergutmachung gab es dann ein internationales Tribunal in Arusha zur Aburteilung der Täter des inzwischen offiziell anerkannten »Völkermords« sowie die Erlaubnis für ruandische Rachefeldzüge in den Ostkongo, die die geflüchteten Mörderbanden ausräuchern sollten. Helmut Strizek, der bereits Anfang der 1980er-Jahre als EU-Beauftragter in Ruanda tätig war, greift mit seiner Studie diese »offizielle Version« frontal an. Die Hauptlinien seiner Analyse sind – auch wenn er mit einigen Vermutungen und Insiderinformationen operiert – sorgfältig belegt, die Bilanz ist bestürzend.

Sie widerlegt erstens die Behauptung, der Westen, allen voran die Amerikaner, wäre damals nicht über die Einzelheiten informiert gewesen und habe weggeschaut. Die US-Außenpolitik, das schreibt auch der militärische Leiter der damaligen UN-Mission in Ruanda, Romeo Dallaire, in seinen Erinnerungen (vgl. EB 2/08), war über alle Details informiert. Strizek weist minutiös nach, wie das State Departement, aber auch amerikanische Berater, Diplomaten, Hilfsorganisationen oder Lobbygruppen die Kontrolle innehattten, und er zeigt zweitens, dass sich die Amerikaner, beginnend mit der Ankündigung einer »neuen Weltordnung« durch Präsident Bush sen. 1990, in Afrika aktiv einmischten. Sie stellten damit alte Partnerschaften, vor allem Zuordnungen der lokalen Machthaber zur frankofonen europäischen Aufsicht, infrage, konnten aber, da die Franzosen und in ihrem Gefolge auch die anderen europäischen Mächte mitspielten, eigene Pläne zum Regime Change und zu Stabilisierung politischer Herrschaften in Gang setzen – Vorhaben, die im Bereich der Großen Seen gleichzeitig die Destabilisierung bestehender Regime einschlossen, wenn dies für die von der Clinton-Administration identifizierten »neuen Führer Afrikas« von Nutzen war. Davon profitierten Museveni, der Staatschef Ugandas, und der von dort aus operierende Rebellenchef Kagame, der mit US-Genhmigung Ruanda in einen Bürgerkrieg stürzte, nachdem er die Bildung einer nationalen Koalitionsregierung torpediert hatte. In der Folge kam es zu gigantischen Flüchtlingsbewegungen und, entlang dem aus der Kolonialzeit überlieferten rassistischen Hutu-Tutsi-Konstrukt, zu Massakern an Hundertausenden Inlands-Tutsi, aber auch an Hutu. Jede der mörderischen Parteien agierte von einem politisierten Standpunkt der Vergeltung aus: Mit dem Tode bestraft wurden diejenigen, die qua Volks(gruppen)-zugehörigkeit oder Verrat an ihr für die nationale Katastrophe haftbar gemacht wurden.

Strizek zeigt drittens, dass der Sieg des Tutsi-Regimes zu einer gigantischen Flüchtlingsbewegung vor allem in den Ostkongo führte, was für die Anrainer den Ansatzpunkt zu einem regionalpolitischen Neuordnungsversuch und zum Zugriff auf die wirtschaftlichen Potenzen des Kongo bildete. Wiederum mit US-Unterstützung konnte der Regimewechsel in Zaire vollzogen, neue Potentaten inthronisiert und das Feindbild extremistischer Hutu-Milizen, die in ihren ostkongolesischen Lagern die Fortsetzung des Völkermords planten, etabliert werden – eine Entscheidung, an der übrigens auch die deutsche Außenpolitik beteiligt war. In den folgenden drei Kongo-Kriegen kam es zu einer mörderischen Bereinigung dieser Lage. Jedoch duldeten die Amerikaner letztlich nicht die »Balkanisierung« des Kongo und wiesen Ruanda in seine Schranken. Das Kagame-Regime wurde so in seinen regionalen Ambitionen zurückgestutzt, konnte aber einen wichtigen Erfolg verbuchen: Alle Schuld wurde und wird dem alten Regime bzw. der ehemaligen Interimsregierung und deren Willen »zur Vernichtung der Inlands-Tutsi« zugewiesen. »Diese Version der Machtlosigkeit vor dem Tötungswillen der Hutu-Völkermörder wurde Staatsdoktrin der westlichen Welt und diente dem Arusha-Gericht als Arbeitsgrundlage« (Strizek).

Johannes Schillo

ZEITGESCHICHTE

Helge Lehmann

Die Todesnacht in Stammheim – Eine Untersuchung.
Indizienprozess gegen die staatsoffizielle Darstellung
und das Todesermittlungsverfahren
Mit Dokumenten-CD. Bonn (Pahl-Rugenstein) 2011, 237 S.,
19,90 €

Wie wenig beim Kampf gegen den Terror das offizielle Feindbild mit der wirklichen Praxis bewaffneter Staatsfeinde und ihrer Bekämpfung übereinstimmt, hat 2011 die Erschießung Bin Ladens gezeigt: Kaum war der weltweiten antiamerikanischen Verschwörung namens Al Kaida, vor der man sich seit zehn Jahren gruseln soll, der Kopf abgeschlagen, wurde dem Publikum mitgeteilt, dass sich an der Bedrohungslage nichts geändert habe, der Krieg in Afghanistan natürlich weitergehen müsse, eine Verlängerung der Antiterrorgesetze gebraucht werde etc. Die beim War on Terror sichtbar gewordenen Manipulationen der öffentlichen Stimmung – siehe die Anthrax-Fälle in den USA oder die Konstruktion einer Islamismus-Armwaffen-Connection bei der US-Kriegsvorbereitung gegen den Irak – irritieren natürlich aufgeweckte Zeitgenossen, führen aber leider immer wieder zu Varianten oder Zerrbildern der offiziellen Verschwörungstheorien, wie sie von den Mächtigen der »freien Welt« ausgegeben und als ständiger Kampf der Guten gegen die Bösen ausgemalt werden. Kritischer Bürgersinn ergeht sich dann, siehe WikiLeaks, endlos in dem Bedürfnis, hinter die Kulissen zu blicken ...

»Es gibt immer eine offizielle und eine inoffizielle Version«, lautet auch das Credo von Helge Lehmann, nach eigener Auskunft bis zum Sommer 2006 ein unpolitischer Mensch, der sich als Urlaubslektüre Stefan Austs (mittlerweile mehrfach aufgelegten und umgearbeiteten) »Baader-Meinhof-Komplex« einpackte und dann beim Lesen aus dem Staunen und Zweifeln nicht mehr herauskam. Das hatte zur Folge, dass aus dem unpolitischen IT-Spezialisten, Jahrgang 1964, ein freiberuflicher Zeithistoriker und Hobbykriminalist wurde. Sein Buch dokumentiert das Bemühen eines Amateurs, sich Aufschluss über die Zeitgeschichte zu verschaffen, und belegt als Erstes die erstaunliche Tatsache, dass fast 40 Jahre nach dem Deutschen Herbst mit seiner inszenierten Terrorismushysterie (»Krieg der 60 gegen 60 Millionen«) entscheidende Aktenbestände immer noch unter Verschluss sind und vieles nur selektiv freigegeben wird. Ähnlich wie bei der Neuauflage des Buback-Prozesses zeigt sich, dass damals wie heute über Staatsfeinde à la Baader/Meinhof politisch-fundamentalistisch geurteilt wird, ohne dass ein ernsthaftes Interesse an juristisch sauberer Klärung oder strikter Rechtsstaatlichkeit bestünde. Das Buch dokumentiert zweitens – und deshalb lohnt sich die Befassung mit diesem eher unbeholfen zusammengestellten Materialpaket –, dass der hochgelobte investigative Journalismus in Deutschland ein Witz ist. Als am Morgen des 18. Oktober 1977 die toten RAF-Terroristen im Stammheimer Gefängnis aufgefunden wurden, meldete dpa, noch bevor

die ärztliche Todesfeststellung abgeschlossen war, auf Anweisung des Krisenstsabs: »Baader und Ensslin haben Selbstmord begangen.« Diese Linie, jenseits der Tatsachenbeurteilung politischen Vorgaben zu folgen, hat der deutsche Journalismus bei sensiblen Staatsschutzfragen im Grunde seit 1977 beibehalten. Wie es möglich sein konnte, dass trotz totaler Kontakt-/Nachrichtensperre und ständiger Körperkontrollen Waffen und Munition in die streng bewachte Isolierstation in Stuttgart-Stammheim gelangten, wie sie dort bei häufigen Zellenwechseln und -durchsuchungen versteckt werden konnten, wie ein elektronisches Kommunikationssystem der Häftlinge funktioniert haben soll, ohne vom komplementären Abhörsystem erfasst zu werden, wieso keiner die Schüsse hörte, wo doch schon eine Etage tiefer die Toilettenspülung die anderen Inhaftierten störte, wie die seltsamen Spuren, vergessenen Untersuchungen und sonstigen Ungereimtheiten zu erklären sind – all das hat den deutschen Journalismus nie wirklich interessiert.

Stattdessen hat sich mit Aust, dem früheren Kollegen und Bewunderer Ulrike Meinhofs und späteren Spiegel-Chefredakteur, eine Autorität etabliert, die eigenen Vermutungen und Interpretationen ins Geschehen projiziert, alle Jahre nach neuen Aktenfunden die Ablaufschilderung variiert, Aufklärung durch pseudokritisches Nachfragen ersetzt und mit der popularen Fassung einer sozialpsychologischen Deutung des Gruppenexperiments Baader-Meinhof – massenwirksam mit dem Erfolgsfilm des deutschen Erfolgsproduzenten Bernd Eichinger in Szene gesetzt – die offizielle Lesart durchsetzt. Dass dieses Deutungsmonopol infrage gestellt wird, ist zweifellos ein Verdienst von Lehmans Schrift, die ansonsten auch nicht recht weiterweiß, aber, statt aus der Differenz von Feindbild und realer Feindschaftserklärung politische Schlüsse zu ziehen, wieder ein paar der handelsüblichen Verdächtigungen in Richtung Geheimzirkel loswerden will.

Johannes Schillo

POLITISCHER ROMAN

Marc Dugain

Der Fluch des Edgar Hoover. Roman

Aus dem Französischen von Michael Kleeberg. Frankfurt/M. (Frankfurter Verlagsanstalt) 2007, 400 S., 18,80 €

Eine »Biographie des vermutlich einflussreichsten und zugleich umstrittensten Mannes der US-Geschichte des 20. Jahrhunderts« (Klappentext) hat der Franzose Marc Dugain mit seinem Roman über den FBI-Direktor J. Edgar Hoover vorgelegt (Originalausgabe: »La malédiction d'Edgar«, 2005). Und in der Tat, hier geht es weniger romanhaft, dafür mehr biografisch bemüht zu. Der Hauptfall des Autors besteht in der Fiktion, Clyde Tolson, der zweite Mann des FBI und langjährige Lebensgefährte Hoovers, habe Aufzeichnungen zu (oder aus) den Jahren 1932 bis 1972 hinterlassen. Im Grunde bedient sich das Buch, weitgehend korrekt, bei der biografisch

und zeitgeschichtlich orientierten Aufarbeitung von McCarthy-Ära und Kaltem Krieg, die bereits diverse US-Autoren (siehe die Vorstellung von James Ellroys US-Underworld-Trilogie in EB 3/10) zu verwegenen, verschwörungstheoretischen Ergüssen motiviert hat.

Konsens der linksliberalen Vergangenheitsbewältigung, die unter Obama gewissermaßen das Gütesiegel nationaler Ge-wissenserforschung erhielt, ist die Vorstellung von einem totalitären US-Regime der Nachkriegszeit: In den USA wurden Hexenjagden auf Außenseiter, Kritiker, Unangepasste betrieben, Zivilcourage war hochriskant und in der Schaltzentrale der Macht saß eine graue Eminenz – der ein halbes Jahrhundert amtierende FBI-Direktor, der das Privat-, vor allem Sexualleben der Prominenten bespitzelte und mit seinen Insiderkenntnissen die demokratischen Machthaber erpresste. Im Sinne der neueren investigativen Arbeiten wird bei Dugain Präsident Kennedy allerdings nicht mehr als Lichtgestalt einem Gestapo-Hoover entgegengesetzt; die US-Politik erscheint vielmehr als ein durch und durch korruptes Gebilde, gesteuert von Mafia-, Geheimdienst- und Business-Machenschaften.

Der dokumentarische Roman verwendet für sein Psycho gramm natürlich Hoovers »Kernkomplex«, die unterdrückte, schlecht kaschierte Homosexualität eines Mannes, der beruflich wie öffentlich mit schärfster Homophobie agierte. Und diese persönliche Tiefendimension (über die bereits bei Truman Capote oder William S. Burroughs gewitzelt wurde) soll den Schlüssel zur erzählten Zeitgeschichte liefern: Wer sich selbst unterdrückt, entwickelt auch eine repressive Haltung ge-

genüber anderen Menschen. So erscheinen Hoovers politische Rolle, sein bürokratischer Wahn, seine rassistischen Vorurteile gegenüber Juden oder Farbigen, sein politischer und weltanschaulicher Manichäismus als psychologisches Problem, etwa im Sinne von Heitmeyers Syndrom der gruppenbezogenen Menschenfeindlichkeit, in dem die sexistischen, rassistischen und sonstigen Stereotype alle irgendwie miteinander zusammenhängen.

Ein solcher individualpsychologischer Zugang zu der Zeit des Kalten Kriegs ist jedoch nicht haltbar. Wenn überhaupt, dann handelte es sich um die Psychopathologie einer Epoche, wobei die individuelle Ausgestaltung der Triebstruktur eine große Bandbreite aufwies. John F. Kennedy, der Hoovers politische Ressentiments in entscheidenden Punkten teilte, war z.B. privat dessen Gegenteil, er lebte seine Sexualität hemmungslos aus. Man könnte als Romanleser solche theoretischen Schieflagen ignorieren, würde Dugain nicht seinem fiktiven Erzähler ausgesprochen viel an analytischem Durchblick gönnen: Tolson, ein altgedienter FBI-Apparatschik, schreibt über den Antikommunismus der Vergangenheit so, als wollte er im Proseminar die Sündenbocktheorie erläutern und dem Publikum von heute die längst verflossene rote Gefahr plausibel machen – ein Anachronismus, der auch bei Ausdrücken wie »Gutmensch« ins Auge springt. Vielleicht hätte der Autor sich mehr Fiktion erlauben sollen, statt auf seriös zu machen, und aus dem legendären Foto, mit dem die Mafia Hoover erpresste, zündende Einfälle herausschlagen sollen. Oder er hätte besser gleich ein Sachbuch geschrieben, statt sich auf den schlüpfrigen Pfad der Politfiktion zu begeben ...

Johannes Schillo

MITARBEITERINNEN UND MITARBEITER DIESES HEFTES

Prof. Dr. Karl-Heinz Breier, Universität Vechta, Postfach 1553, 49364 Vechta; Marco Düsterwald, Akademie Klausenhof, Klausenhofstr. 100, 46499 Hamminkeln; Dr. Oliver Hidalgo, Universität Regensburg, Institut für Politikwissenschaft, 93040 Universität Regensburg; Kurt Koddenberg; Erzbistum Köln, Stabsstelle Überregionale Projekte und Aufgaben, Marzellenstraße 21, 50668 Köln; Jan-Philipp Küppers, Körnerstraße 4, 24103 Kiel; Prof. Dr. Torsten Oppelland, Institut für Politikwissenschaft, Friedrich-Schiller-Universität Jena, Carl-Zeiß-Straße 3, 07737 Jena; Markus Schuck, AKSB – Verein zur Förderung katholisch-sozialer Bildungswerke in der Bundesrepublik Deutschland e.V., Heilsbachstraße 6, 53123 Bonn; Prof. Dr. Harald Schwilus, Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg, Institut für Katholische Theologie und ihre Didaktik, 06099 Halle (Saale)